



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heiraten unter den Kaffern.

um 9 Uhr gar oft die Langsamten noch abgehen. Das ist auch nicht ganz zu verhüten, denn manchmal verpasst sich die schwarze Hausfrau beim Kochtopf, weil sie eben keine Uhr hat. Sie kennt keine Zeit und beschäftigt sich für gewöhnlich nur, wie es eben die Umstände mit sich bringen. Bei ihr gibt es keinen Waschtag oder Bügeltag. Ist ihr Gewand gehörig schmutzig, so geht sie an einem Vormittag zum Fluss, um es zu waschen. Die Sonne trocknet es schnell und sie lehrt zurück im frisch gewaschenen Feststaat. Für ihre Kinder wäscht sie nicht. Diese, von der Schulschwester dazu aufgefordert, begeben sich am Donnerstag nachmittag zum Flusse, um ihre wenigen armeligen Kleidchen zu waschen. Die Pflege des Reinlichkeitssinnes bei den schwarzen Kindern einer Tageschule ist eine schwierige Aufgabe für eine Missionsschwester. —

Zeiten verschiedene Antworten geben, je nachdem ihn gerade die eine oder andere Idee beherrscht.

Bei der Verheiratung eines Häuptlings folgt auf die einleitenden Zeremonien, die wir im vorhergehenden beschrieben haben, der Hochzeitstanz. Die Verhandlungen können übrigens Tage, ja Wochen in Anspruch nehmen, und die ganze Zeit über ist die Braut und ihre Begleitung gezwungen, in einer der Hütten zu wohnen, die speziell für sie in Bereitschaft gestellt wurde. Ist der Handel endlich zum glücklichen Abschluß gekommen, so werden Ochsen geschlachtet und die ganze weite Nachbarschaft ist für Tage und Wochen zu Gast geladen.

Bei der Hochzeit eines gewöhnlichen Mannes geht es natürlich einfacher her. Sobald die Verhandlungen zum Abschluß gekommen, zieht da die Braut samt



Die Schlucht am Tafelberg bei Mariannhill.

Heiraten unter den Kassern.

(Fortsetzung.)

Ist endlich alles, was das „Lobola“ anbelangt, zur gegenseitigen Zufriedenheit geordnet, so wird ein Ochse geschlachtet, und von dessen Fleisch eine tüchtige Portion an die Männer aus der Verwandtschaft der Braut gesandt. Durch diesen hochwichtigen Akt wird der Vertrag noch mehr befestigt, ja einzelne meinen sogar, die Verlobung werde erst dadurch rechtskräftig. Andere dagegen behaupten — und das ist die gewöhnliche Ansicht unter dem gemeinen Volk — die Verhandlungen gewinnen Geisteskraft schon durch die bloße Übergabe der Lobola-Kinder. Die Eingeborenen sind in der Beantwortung solcher Fragen selten konsequent; ein und derselbe Mann kann zu verschiedenen

ihrem Gefolge aus dem elterlichen Kraale fort. Sie prangt im höchsten Feststaat, wobei bunte Glasperlen eine hervorragende Rolle spielen. Eine solche Hochzeitspartie macht mehrere Tage hindurch in den benachbarten Kraals herum die Runde und genießt dabei überall die vollste Gastfreundschaft. Heutzutage indes kommen solche Vorhochzeitstouren nur mehr selten vor.

Am Vorabend des Hochzeitstages verläßt das Gefolge der Braut deren Heimatkraal zu einer vorher festgesetzten Stunde, doch so, daß die Neuvermählte das Haus ihres Bräutigams nicht vor Sonnenuntergang erreicht, denn eine Frau darf ihres Ehemannes Schwelle bei ihrem erstmaligen Einzug nicht bei Tage überschreiten. Dabei führt die Gesellschaft die Kuh mit sich, welche der Vater immer seiner

Tochter als Heiratsangebinde überläßt. Diese Kuh gilt gewissermaßen als heilig; sie ist den Geistern der Vorfahren geweiht und leitet das Geschick des Weibes und ihrer Kinder. Ein Haar aus dem Schweife dieses Tieres wird dem Säugling um den Hals gebunden und bringt ihm sicheres Glück. Stirbt die Kuh, so ist das ein trauriges Zeichen; offenbar sind die Geister der Vorfahren ganz von der Familie des Weibes gewichen. In Zeiten großer Bedrängnis jedoch gilt es als ein den Geistern der Vorfahren sehr angenehmes Opfer, wenn man ihnen diese heilige Kuh schlachtet.

Beim Kraale des Bräutigams angelkommen, pflegte in früherer Zeit die Hochzeitsgesellschaft zu warten, bis sämtliche Insassen sich stellten, als lägen sie bereits in diesem Schlafe. Nun betrat der ganze Trupp die Wohnstätte unter Gesang. Hütten für ihren Empfang waren schon zum voraus in Bereitschaft gestellt worden. Heutzutage kampiert die Partie der Braut meist außerhalb der Wohnstätte des Bräutigams, etwa am nächstgelegenen Bach oder Flüß, wohin ihnen aus dem Hause des Mannes Essen gebracht wird.

Glaubt man, die Leute des Bräutigams könnten zu den Trauungsfeierlichkeiten allgemein bereit sein, so begeben sich aus dem Gefolge der Braut einige Männer in dessen Wohnung. Hier tun sie, als befänden sie sich auf einer Reise; sie verweilen übrigens eine Zeitspanne im Kraale und beginnen dem Bräutigam allerlei schmeichelhafte Dinge zu sagen, nennen ihn einen schmucken, gewandten Jungen usw., zichen sich dann aber wieder zurück, um kurz darauf mit dem Führer ihrer Partei neuerdings zu kommen. Letzterem steht es zu, die Braut zu übergeben. Leider hegt aber dieser über den Wert des Bräutigams die rein entgegengesetzte Ansicht; er erklärt, was seine Freunde da eben geschwärzt hätten, sei der reinste Unsinn. Der Bräutigam sei offenbar ein ganz unbedeutender Mensch, und dürfe sich wahrlich gratulieren, daß er ein so vortreffliches Weib bekomme. Das Mädchen, das er bringe, sei ein Ausbund von Schönheit, Kraft und weiblicher Anmut.... Noch lange preist er all' ihre Vorzüge im Detail und versichert männiglich, der Bräutigam bekomme seine Ausgewählte um einen wahren Spottpreis; noch nie in seinem Leben habe er einen so ungleichen Handel gesehen.

Nun sendet der Ehekandidat eine Art Unterkleid an den Flüß zu seiner Geliebten, welche dieses Kleidungsstück während der nun folgenden Vermählungsfeierlichkeiten tragen muß. Überdies schmückt sich die Braut mit einem ganz unglaublichen Gehängsel von Perlen und buntfarbigen Schmuckstücken. Selbst über ihre Augen hängt ein Schleier von Glasperlen. So was braucht natürlich Zeit, und eine Käffernbraut hat ebenso ihre liebe Not, mit ihrer Toilette rechtzeitig fertig zu werden, wie irgend eine moderne Dame. Man könnte 100 gegen 1 wetten, daß sie zum „Aufbruch“ zu spät käme, hätte nicht die Gewohnheit dem Bräutigam ein Mittel an die Hand gegeben, um das ihn mancher zivilisierte Ehemann beneiden könnte. Er hat nämlich das Recht, einen eigenen Mann aufzustellen, dessen einzige Aufgabe die ist, die Gesellschaft der Braut zur Eile anzuportieren. Dieser Mann darf sich alle möglichen Freiheiten erlauben, die man ihm zu einer anderen Zeit sehr verübeln würde. Er segt einen Streich nach dem andern in Szene, um die Leute zu bewegen, schnell vorzumachen, kurz, er

macht sich so gründlich lästig und unbequem, daß die Gesellschaft schließlich nicht mehr anders kann und bloß deshalb aufbricht, um die ewigen Quälereien und Nekdereien dieses Menschen los zu werden.

Man marschiert also dem Kraale des Bräutigams zu. Die Braut ist mitten im Hochzeitszuge versteckt und beginnt einen Gesang. Da plötzlich laufen ihre Freunde und Freundinnen nach allen Richtungen auseinander und stellen sie so dem Anblick der Versammelten bloß. Ihre Begleiter beginnen einen Tanz, und die übrige Gesellschaft sieht zu. Sie, die Neuvermählte, aber nähert sich und will sich mit den zahlreichen Weibern ihres künftigen Eheherrn auf guten Fuß stellen; sie stellt an dieselben lauf die Bitte, doch mit ihr gut zu sein. Diese aber erwidern in echt kaffrischer Höflichkeit, daß hänge ganz davon ab, wie sich die neue Genossin benehme. Dies flößt der Braut solchen Schrecken ein, daß sie entsezt die Flucht ergreift. Für ein glückliches Wiedereinsingen der Geängstigten ist natürlich schon gesorgt.

Hat die Gesellschaft der Braut zu tanzen aufgehört, so kommt des Bräutigams Gefinde an die Reihe, und die Männer tanzen nach Herzensus. Etwas später wird eine Pause gemacht, um sich dem Schmause hinzugeben. Mit Einbruch der Nacht beginnt die Neuvermählte, die inzwischen ihre Verhüllung abgelegt hat, im Kraalgehege umherzuvagieren und tut neuerdings, als wolle sie davonlaufen. Ihre Freindinnen rennen hinter ihr her, gleichsam, um die Händen der Genossen des Bräutigams zu entreißen, die sie in aller Hize verfolgen. Doch auch diesmal ist beiderseits für ein fröhliches Wiedereinsingen hinreichend Vorsorge getroffen.

Am folgenden Tag findet eine große Schmausfeier statt und die Braut erscheint zum Tanze. An diesem letzten Tag des Festes findet ein Ochsen-Wettrennen statt, wobei sich die junge Frau und zwei ihrer Gespielinnen, die nur eine Lendenhürze aus Tierfellen tragen, mit rotem Ocker bemalen. Die Hochzeiterin hält einen Assegai in der Rechten, ihre Genossinnen aber führen einen Flaschenkürbis bei sich, der Wasser mit darin schwimmenden Perlen enthält. Die Braut wäscht sich mit diesem Wasser und sprengt dann davon über die Männerwelt.

Nun hat die Neuvermählte die Freiheit, allen in sich gesammelten Dampf ausströmen zu lassen; und sie pflegt davon redlich Gebrauch zu machen; denn sie beschimpft den ihr angetrauten Wilden nach Noten und gibt ihm die verächtlichsten Namen, die ihr nur immer einfallen. — Ein Stückchen grimmigen Humors! Verkostet sie doch heute zum letztenmal die Süßigkeiten des freien, ungebundenen Lebens, und so sie an einen alten, garstigen Mormonen verkauft wird, der vielleicht schon ein paar Dutzend Weiber hat, kanzelt sie ihn gehörig herunter wegen seiner abscheulichen Selbstsucht und Lüsternheit. — Geht ihr endlich der Atem aus und versagt ihr die Stimme, so nimmt man an, sie habe jetzt alles Gift und jedes Gallenbläschen für Lebenszeit ausgespuckt, und wenn sie später noch mal schimpft, hat sie die Folgen rein sich selber zuzuschreiben. Zum Schluß zieht die Neuvermählte eine Feder aus dem Kopfsputz ihres Gebüters und wirft den Assegai in den Vieh kraal. Ist auch das Vieh in den Kraal getrieben, so gilt die Trauung als vollendete Tatsache.

Die Freunde des Bräutigams richten nun an das neue Weib eine Anrede betreffs der Pflichten einer

wohlzogenen verheirateten Frau, worauf sich eine Prozession in Bewegung setzt, wie um ihr den Weg zu ihrer Hütte zu zeigen. Eine Person trägt einen Flaschenkübis, eine andere einen Bündel Brennholz, eine dritte einen Bund Deckgras, andere erscheinen mit Kochtöpfen, Besen und dergleichen Hauseinrichtungsartikeln. Alle stellen symbolisch die neuen Pflichten des Weibes dar. Einige junge Burschen aber gehen an der Spitze des Zuges und räumen alle etwa da-liegenden Steine aus dem Weg.

Lebzigens kann die Gültigkeit der ganzen Feier nochmals in Frage gestellt werden. Denn bevor die genannte Prozession beginnt, unmittelbar nachdem die Braut den Assegai in den Viehraal geschleudert hat, darf sie nochmals eine Anstrengung machen, ihre Freiheit zu gewinnen. Sie rennt aus Leibeskräften davon, und einer der jungen Burschen setzt ihr nach, sie einzufangen. Gelingt ihm das nicht, so ist das Mädchen nach dem Gesetze frei und kann zu ihrem Vater zurückkehren. In diesem Fall muß die ganze Heiratszeremonie wiederholt werden. Doch dieses Davontausen ist selten ernstlich gemeint.

(Fortsetzung folgt.)

Bitte um Glocken.

Schon wiederholt haben wir im „Bergissemind“ unsere geehrten Leser und Wohltäter um Glocken gebeten, vielfach haben wir ihnen auch in unserem Blättchen erzählt, welchen Jubel die Ankunft einer Glocke oder gar eines ganzen Geläutes unter unseren Christen und Käthechumenen hervorgerufen. Doch neue Bedürfnisse drängen uns immer wieder zu neuen Bitten. Von den alten Missionszentren aus werden fast ständig neue Außenposten gegründet, und diese benötigen wenigstens ein kleines, bescheidenes Glöcklein; oder eine ältere Station hat zwar eine ansehnliche Kirche, allein es fehlt ihr noch immer ein würdiges Geläute.

So schrieb uns jüngst der Hochw. P. Grasmus Hörner von der Missionsstation St. Michael aus: „Der hl. Erzengel Michael, der oberste Fürst aller himmlischen Heerscharen, der Beschützer der hl. Kirche Gottes und der besondere Patron unserer heiligen Mission, wünscht sein „Quis ut Deus?“ mit eindringlichem Schalle allen Gläubigen und auch den Tausenden von Heiden, die noch im Umkreise von 6—10 engl. Meilen von unserer Station wohnen, zuzurufen, daß sich alle unter das süße Joch Christi beugen und ihre Seelen retten mögen durch Betätigung des christlichen Glaubens.“

Ein vorzügliches Mittel hiefür wären drei harmonisch gestimmte, kirchlich benedizierte Glocken.

Ich würde sie den drei hl. Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael weihen, und sie sollten mir mit ehrner Stimme über Berg und Tal und in jedes Menschenherz laut hineinrufen: „Quis ut Deus?“ Wer ist wie Gott? Befehret euch zum Herrn, eurem Gott, und verherrlicht gemeinsam mit uns die allerheiligste Dreifaltigkeit! —

Wir halten diese unsere Bitte für wohlberechtigt, denn unsere Missionsstation St. Michael hat zwar seit Jahren eine hübsche, geräumige Kirche, erbaut von der Mühle und dem Schweiß unserer Brüder, allein über derselben hängt nur ein kleines Glöcklein mit schriller, gellendem Tone, der unwillkürlich an eine Farmer- oder Bahnhofsglocke erinnert.“

So P. Grasmus; unser Hochwürdigster Propst Gerard Wolpert aber bittet um ein würdiges Geläute für seine alte Missionsstation Gzenstochau, wo, wie mehrfach angedeutet, eine neue größere Kirche gebaut werden muß.

Zum schließen sich der Schreiber dieser Zeilen an mit der Bitte um ein mittelgroßes, etwa einen Zentner schweren Glöcklein für die Missionsstation St. Augustin. Es ist die jüngste unserer Missionen, die wir, gegründet vom hochwürdigen P. Mayr, aus besonderer Veranlassung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs übernommen haben. Die Christen und Käthe-



Die Aussteuer einer Käffernbraut.

men wohnen hier in einem Umkreis von mehreren Stunden, das Glöcklein aber, das sie zum Gottesdienst ruft, ist so klein, daß man sein schwaches Stimmen kaum eine Viertelstunde weit hört. Und ähnliche Anliegen gibt es auf unseren übrigen Stationen und Käthechumenstellen noch viele.

Eine Glocke ist für den Missionär von unschätzbarem Wert. Kommt er z. B. zur Käthechumenstelle geritten und fehlt das Glöcklein, so muß er zuerst mühsam die Leute zum Unterricht zusammenrufen, was in diesen einsamen Gebirgsgegenden, wo fast jeder Käffner für sich in seinem eigenen Kraale wohnt und zwar der eine hier, der andere dort, dieser auf stolzer Bergeshöhe, jener tief unten im Tale, immer viel